

ches unter meinem armen Dache seit dem Tage verges-  
sen worden ist, wo ich von der Geliebten getrennt wurde.

„Sie sind ein edler Mensch, Albert, doch vielleicht nichtsdestoweniger durch den Stolz oder den Groll verblendet; wenn Sie mich zurückweisen, wenn Sie von einem Andern das fordern, was ich Ihnen zu bieten berechtigt bin, so sage ich, es sei nicht edelmüthig von Ihnen, das Leben Ihrer Mutter zurückzuweisen, während es von einem Manne geboten wird, dessen Vater Ihr Vater in den Schrecknissen des Hungers und der Verzweiflung hat sterben lassen.“

Als Mercedes dies gelesen, blieb Albert bleich und unbeweglich in Erwartung dessen, was seine Mutter beschließen würde.

Mercedes schlug die Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck zum Himmel auf.

„Ich willige ein,“ sagte sie; „er ist berechtigt, die Mitgift zu bezahlen, die ich in ein Kloster bringen werde.“

Und den Brief auf ihr Herz legend, nahm sie ihren Sohn beim Arm, und ging mit festerem Schritte, als sie vielleicht selbst erwartet hatte, nach der Treppe.

---

## Achtzehntes Kapitel.

### Der Selbstmord.

Monte Christo war indessen mit Emmanuel und Maximilian ebenfalls in die Stadt zurückgefahren.

Die Rückkehr war heiter. Emmanuel verbarg nicht seine Freude, daß er den Frieden auf den Krieg hatte

folgen sehen, und gestand laut seinen philanthropischen Geschmack. Morrel ließ in einer Ecke des Wagens die Heiterkeit seines Schwagers sich in Worten verdunsten und behielt für sich eine eben so aufrichtige Freude, die jedoch nur in seinen Blicken glänzte.

Bei der Barrière du Trone traf man Bertuccio: er wartete hier unbeweglich wie eine Schildwache auf ihrem Posten.

Monte Christo streckte den Kopf durch den Kutschenschlag, wechselte mit leiser Stimme ein paar Worte mit ihm, und der Intendant verschwand.

„Herr Graf,“ sagte Emmanuel auf der Höhe der Place Royale, „ich bitte, lassen Sie mich vor meiner Thüre absetzen, damit meine Frau nicht eine Minute über Sie oder über mich in Unruhe schwebt.“

„Wenn es nicht lächerlich wäre, seinen Triumph zur Schau zu stellen,“ sagte Morrel, „so würde ich den Herrn Grafen einladen, einen Augenblick bei uns zu verweilen; doch der Herr Graf hat ohne Zweifel ebenfalls zitternde Herzen zu beruhigen. Wir sind an Ort und Stelle. Emmanuel, begrüßen wir unsern Freund, und lassen wir ihn seinen Weg fortsetzen.“

„Geduld,“ versetzte Monte Christo, „berauben Sie mich nicht mit einem Schlage meiner beiden Gefährten; kehren Sie zu Ihrer reizenden Frau zurück, der ich meine Komplimente zu machen bitte, und Sie, Morrel, begleiten Sie mich nach den Champs = Elysées.“

„Vortrefflich!“ sprach Maximilian; „um so mehr, als ich in Ihrem Quartiere zu thun habe, Graf.“

„Soll man mit dem Frühstück auf Dich warten?“ fragte Emmanuel.

„Nein,“ sagte der junge Mann.

Der Schlag wurde wieder geschlossen und der Wagen fuhr weiter.

„Sehen Sie, wie ich Ihnen Glück gebracht habe!“ sprach Morrel, als er mit dem Grafen allein war. „Haben Sie nicht daran gedacht?“

„Ganz gewiß, deshalb möchte ich Sie stets bei mir haben.“

„Das ist wunderbar!“ fuhr Morrel, seinen eigenen Gedanken beantwortend, fort.

„Was denn?“ fragte Monte Christo.

„Was so eben vorgefallen ist.“

„Ja,“ versetzte der Graf mit einem Lächeln, „Sie haben das wahre Wort gesagt, Morrel, es ist wunderbar.“

„Denn Albert ist im Ganzen muthig.“

„Sehr muthig!“ sprach Monte Christo, „ich habe ihn schlafen sehen, während der Dolch über seinem Haupte hing.“

„Und ich weiß, daß er sich zehnmal geschlagen und sehr gut geschlagen hat; bringen Sie das mit seinem Benehmen an diesem Morgen in Einklang!“

„Stets Ihr Einfluß,“ versetzte Monte Christo lächelnd.

„Es ist ein Glück für Albert, daß er nicht Soldat ist.“

„Warum dies?“

„Entschuldigungen an Ort und Stelle!“ bemerkte der junge Kapitän den Kopf schüttelnd.

„Gehen Sie,“ sagte der Graf mit sanftem Tone, „verfallen Sie nicht in die Vorurtheile gewöhnlicher Menschen, Morrel; müssen Sie nicht zugeben, daß Albert, da er brav ist, nicht feig sein kann, daß er irgend einen Grund haben muß, zu handeln, wie er gehandelt hat, und daß folglich sein Benehmen mehr heldenmüthig, als irgend etwas Anderes ist?“

„Ganz gewiß, ganz gewiß,“ antwortete Morrel; „doch ich sage, wie der Spanier: er ist heute minder brav gewesen, als gestern.“

„Nicht wahr, Sie frühstücken mit mir, Morrel?“ fragte der Graf, zum das Gespräch kurz abubrechen.

„Nein, ich verlasse Sie um zehn Uhr.“

„Ihr Rendezvous bezieht sich also auf ein Frühstück?“

Morrel lächelte und schüttelte den Kopf.

„Sie müssen aber doch irgendwo frühstücken?“

„Wenn ich jedoch keinen Hunger habe?“ entgegnete der junge Mann.

„Ah!“ rief der Graf, „ich kenne nur zwei Gefühle, welche so den Appetit abschneiden: der Schmerz (und da ich Sie zum Glücke so heiter sehe, so ist es nicht dieses), und die Liebe. Nach dem, was Sie mir über Ihr Herz gesagt haben, ist es mir nun erlaubt, zu glauben . . .“

„Meiner Treue! Graf,“ versetzte Morrel heiter, „ich sage nicht, nein.“

„Und Sie erzählen mir das nicht, Maximilian?“ versetzte der Graf mit einem so lebhaften Tone, daß man sah, welchen Antheil er genommen hätte, wenn er dieses Geheimniß erfahren haben würde.

„Nicht wahr, Graf, ich zeigte Ihnen diesen Morgen, daß ich ein Herz habe?“

Statt jeder Antwort reichte Monte Christo dem jungen Manne die Hand.

„Wohl!“ fuhr Maximilian fort, „seitdem dieses Herz nicht mehr mit Ihnen im Walde von Vincennes ist, ist es anderswo, wo ich es wiederfinden werde.“

„Gehen Sie,“ sprach langsam der Graf, „gehen Sie, lieber Freund, doch ich bitte Sie, wenn Sie auf ein Hinderniß stoßen, so erinnern Sie sich, daß ich einige Macht auf dieser Welt besitze, daß ich glücklich bin, diese Macht zu Gunsten von Leuten anzuwenden, welche ich liebe, und daß ich Sie liebe, Morrel.“

„Gut!“ sprach der junge Mann, „ich werde mich dessen erinnern, wie sich selbstfüchtige Kinder ihrer Eltern erinnern, wenn sie derselben bedürfen. Bedarf ich Ihrer, und dieser Augenblick wird vielleicht kommen, so wende ich mich an Sie, Graf.“

„Gut! ich verlasse mich auf Ihr Wort, Gott befohlen!“

„Auf Wiedersehen!“

Man war vor die Thüre des Hauses der Champs-Élysées gelangt. Monte Christo öffnete den Schlag, Morrel sprang auf das Pflaster, Bertuccio wartete auf der Freitreppe.

Morrel verschwand durch die Avenue de Marigny und Monte Christo ging rasch Bertuccio voran.

„Nun?“ sagte er.

„Sie ist im Begriff, ihr Haus zu verlassen,“ antwortete der Intendant.

„Und ihr Sohn?“

„Florentin, sein Kammerdiener, denkt, er werde dasselbe thun.“

„Kommen Sie.“

Monte Christo nahm Bertuccio mit sich in sein Cabinet, schrieb den Brief, den wir gesehen haben, und übergab ihn dem Intendanten.

„Gehen Sie rasch,“ sagte er; „doch lassen Sie auch Hayde benachrichtigen, daß ich zurückgekehrt bin.“

„Hier bin ich,“ sprach Hayde; sie war bei dem Geräusch des Wagens schnell herabgestiegen, und ihr Gesicht strahlte vor Freude, als sie den Grafen unverfehrt wieder sah.

Bertuccio entfernte sich.

Alles Entzücken eines Mädchens, das einen geliebten Vater wieder sieht, die ganze wahnsinnige Freude einer Liebenden, die einen angebeteten Geliebten wieder erschaut, fühlte Hayde während der ersten Augenblicke dieser von ihr so ungeduldig erwarteten Rückkehr.

Wenn auch weniger sich ausbreitend, war darum die Freude von Monte Christo doch nicht minder groß; für die Herzen, welche lange gelitten haben, ist die Freude wie der Thau für die Erde, welche die Sonne ausgetrocknet hat; Herz und Erde ziehen den auf sie fallenden wohlthätigen Regen ein, und nichts zeigt sich äußerlich.

Seit einigen Tagen begriff Monte Christo einen Umstand, an den er lange nicht zu glauben wagte, daß es nämlich zwei Mercedes auf der Welt gab, daß er noch glücklich sein konnte.

Sein von der Wonne entflammtes Auge tauchte sich gierig in die feuchten Blicke von Hayde, als plötzlich die Thüre sich öffnete.

Der Graf faltete die Stirne.

„Herr von Morcerf!“ sprach Baptistin, als ob dieses einzige Wort seine Entschuldigung enthielte.

Das Antlitz des Grafen hellte sich in der That auf.

„Welcher?“ sagte er, „der Vicomte oder der Graf?“

„Der Graf.“

„Mein Gott!“ rief Hayde, „ist es denn noch nicht zu Ende!“

„Ich weiß nicht, ob es zu Ende ist, mein vielgeliebtes Kind,“ sprach Monte Christo, das Mädchen bei den Händen fassend; „aber ich weiß, daß Du nichts zu befürchten hast.“

„Oh! es ist doch der Glende . . .“

„Dieser Mensch vermag nichts über mich, Hayde,“ sagte Monte Christo; „als ich es mit seinem Sohne zu thun hatte, mußttest Du fürchten.“

„Wie habe ich auch gelitten,“ sprach das Mädchen, „Du wirst es nie erfahren, mein Herr.“

Monte Christo lächelte und sprach, die Hand über dem Haupte des Mädchens ausstreckend:

„Bei dem Grabe meines Vaters schwöre ich Dir, Hayde, wenn Unglück geschieht, so widerfährt es nicht mir.“

„Ich glaube Dir, mein Herr, als ob Gott zu mir spräche,“ sagte das junge Mädchen und reichte dem Grafen seine Stirne.

Monte Christo drückte auf diese reine und schöne Stirne einen Kuß, der zwei Herzen, das eine heftig, das andere dumpf, schlagen machte.

„Oh, mein Gott!“ murmelte der Graf, „solltest Du es denn gestatten, daß ich noch einmal lieben könnte?“

Und er führte die schöne Griechin gegen eine Geheimtreppe und sagte zu Baptistin:

„Lassen Sie den Herrn Grafen von Morcerf in den Salon eintreten.“

Ein Wort der Erläuterung über diesen von dem Grafen vielleicht erwarteten, von unsern Lesern aber sicherlich nicht erwarteten Besuch.

Während Mercedes, wie wir erzählt, in ihrer Wohnung das Inventar machte, das Albert in der seinigem gemacht hatte; während sie ihre Juwelen zusammenlegte, ihre Schubladen verschloß, ihre Schlüssel sammelte, um alle Dinge in vollkommener Ordnung zurückzulassen, bemerkte sie nicht, daß ein bleicher, düsterer Kopf an der Glasscheibe einer Thüre erschien, welche das Licht in den Gang bringen ließ; von hier aus konnte man nicht nur sehen, sondern auch hören. Derjenige, welcher so schaute, aller Wahrscheinlichkeit nach ohne gesehen oder gehört zu werden, gewahrte und hörte Alles, was bei Frau von Morcerf vorging.

Von dieser Glasthüre begab sich der Mann mit dem bleichen Gesichte in das Schlafzimmer des Grafen von Morcerf, wo er mit krampfhafter Hand den Vorhang eines auf den Hof gehenden Fensters aufhob.

Er blieb hier zehn Minuten unbeweglich, stumm, die Schläge seines eigenen Herzens hörend. Für ihn waren zehn Minuten eine sehr lange Zeit.

Da kam Albert von seinem Rendezvous zurück, bemerkte, daß sein Vater seine Rückkehr hinter einem Vorhang belauerte, und wandte den Kopf ab.

Das Auge des Grafen erweiterte sich: er wußte, daß die Beleidigung von Albert gegen Monte Christo furchtbar gewesen war, und daß eine solche Beleidigung in allen Ländern der Welt einen Zweikampf auf Leben und Tod nach sich zog. Albert kehrte aber unversehrt zurück, und der Graf war folglich gerächt.

Ein Blitz unbeschreiblicher Freude erhellte dieses finstere Antlitz, wie es ein letzter Sonnenstrahl thut, der sich in den Wolken verliert, welche minder sein Lager, als sein Grab zu sein scheinen.

Er erwartete vergebens, sein Sohn würde in sein Zimmer heraufkommen, um ihm seinen Triumph mitzutheilen. Daß sein Sohn vor dem Zweikampfe den Vater nicht hatte sehen wollen, dessen Ehre zu rächen er im Begriffe war, ließ sich wohl begreifen; war aber die Ehre des Vaters gerächt, warum kam dieser Sohn nicht, um sich in seine Arme zu werfen?

Da geschah es, daß der Graf, der Albert nicht aufsuchen konnte, dessen Diener holen ließ. Man weiß, daß Albert diesen bevollmächtigte, nichts vor dem Grafen zu verbergen.

Zehn Minuten nachher sah man auf der Freitreppe den General von Morcerf in einem schwarzen Oberrocke, mit einem militärischen Krage, mit schwarzen Bein Kleidern und schwarzen Handschuhen erscheinen.

Er hatte ohne Zweifel vorher seine Befehle gegeben, denn kaum berührte er die letzte Stufe der Freitreppe, als sein Wagen angespannt aus der Remise kam und vor ihm anhielt.

Sein Kammerdiener warf in den Wagen einen durch die zwei Degen, welche er umhüllte, gesteihten militärischen Caban; dann schloß er den Schlag und setzte sich neben den Kutscher.

Der Kutscher neigte sich, um den Befehl zu verlangen.

„Nach der Champs = Elysées,“ sagte der General, „zu dem Grafen von Monte Christo. Rasch!“

Die Pferde bäumten sich unter dem Peitschenschlage, der ihnen ertheilt wurde; fünf Minuten nachher hielten sie vor dem Hause des Grafen.

Herr von Morcerf öffnete selbst den Schlag, sprang, während der Wagen noch rollte, wie ein junger Mensch

in die Allee, läutete und verschwand mit seinem Diener in der gähnenden Thüre.

Eine Secunde nachher meldete Baptistin Herrn von Monte Christo den Grafen von Morcerf, und Monte Christo gab, Hayde zurückführend, den Befehl, den Grafen von Morcerf in den Salon eintreten zu lassen.

Der General maß zum dritten Male den Salon in seiner ganzen Länge, als er, sich umwendend, Monte Christo auf der Schwelle erblickte.

„Ah! es ist Herr von Morcerf,“ sprach ruhig Monte Christo; „ich glaubte schlecht gehört zu haben.“

„Ja, ich bin es,“ sagte der Graf mit einem furchtbaren Zusammenziehen der Lippen, das ihn scharf zu artikuliren verhinderte.

„Ich habe also nur noch die Ursache zu erfahren, die mir das Vergnügen verschafft, den Herrn Grafen von Morcerf so frühzeitig bei mir zu sehen,“ versetzte Monte Christo.

„Sie hatten diesen Morgen ein Rendezvous mit meinem Sohn, mein Herr,“ sprach der General.

„Sie wissen dies?“ entgegnete der Graf.

„Ich weiß auch, daß mein Sohn gute Gründe gehabt hat, einen Zweikampf mit Ihnen zu wünschen und Alles zu thun, was er vermochte, um Sie zu tödten.“

„In der That, mein Herr, er hatte sehr gute Gründe; doch Sie sehen, mein Herr, daß er mich trotz dieser Gründe nicht getödtet und sich nicht einmal geschlagen hat.“

„Und er betrachtet Sie doch als die Ursache der Schande seines Vaters, als die Ursache des gräßlichen Unheils, das in diesem Augenblick mein Haus niederbeugt.“

„Es ist wahr, mein Herr,“ sprach Monte Christo mit seiner furchtbaren Ruhe; „etwa als secundäre Ursache, doch nicht in erster Linie.“

„Ohne Zweifel haben Sie eine Entschuldigung gegen ihn vorgebracht oder ihm eine Erklärung gegeben?“

„Ich habe ihm keine Erklärung gegeben, und er hat sich gegen mich entschuldigt.“

„Welchem Umstande schreiben Sie dieses Benehmen zu?“

„Ohne Zweifel der Ueberzeugung, daß in dieser ganzen Geschichte ein Mensch zu finden war, welcher schuldiger erschien, als ich.“

„Und wer war dieser Mensch?“

„Sein Vater.“

„Es mag sein,“ sprach der Graf erbleichend; „doch Sie wissen, daß sich der Schuldigste nicht gern von seiner Schuldhaftigkeit überzeugen läßt.“

„Ich weiß es . . . ich erwartete auch, was in diesem Augenblick geschieht.“

„Sie erwarteten, mein Sohn wäre ein Feiger!“ rief der Graf.

„Herr Albert von Morcerf ist kein Feiger!“ sprach Monte Christo.

„Ein Mensch, der einen Degen in der Hand hält, ein Mensch, der im Bereiche dieses Degens einen Todfeind hat, dieser Mensch, wenn er sich nicht schlägt, ist ein Feiger! Warum ist er nicht hier, daß ich es ihm sagen könnte!“

„Mein Herr,“ entgegnete mit kaltem Tone Monte Christo, „ich nehme nicht an, daß Sie mich aufgesucht haben, um mir Ihre kleinen Familienangelegenheiten zu erzählen. Sagen Sie dies Herrn Albert, er weiß vielleicht, was er Ihnen zu antworten hat.“

„Oh! nein! nein!“ versetzte der General mit einem Lächeln, das beinahe eben so schnell wieder verschwand, als es auf seinen Lippen erschienen war; „nein! Sie haben Recht, ich bin nicht deßhalb gekommen! Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie ebenfalls als meinen Feind betrachte! Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie aus Instinkt hasse! daß es mir scheint, als hätte ich Sie stets gekannt, stets gehaßt! Und endlich, daß es an uns ist, uns zu schla-

gen, da sich die jungen Leute des Jahrhunderts nicht mehr schlagen . . . Ist dies auch Ihre Ansicht, mein Herr?"

„Vollkommen. Als ich Ihnen sagte, ich hätte vorhergesehen, was mir begegnen würde, war es auch die Ehre Ihres Besuches, wovon ich sprechen wollte.“

„Desto besser . . . Ihre Vorkehrungen sind also getroffen?"

„Sie sind es stets, mein Herr.“

„Sie wissen, daß wir uns schlagen werden, bis einer von uns Beiden todt ist!“ sprach der General, vor Wuth mit den Zähnen knirschend.

„Bis einer von uns Beiden todt ist,“ wiederholte der Graf von Monte Christo, den Kopf leicht von oben nach unten bewegend.

„Vorwärts also, wir bedürfen keiner Zeugen.“

„In der That, das ist unnöthig, wir kennen uns so gut!“ sagte Monte Christo.

„Im Gegentheil,“ versetzte der Graf, „wir kennen uns nicht.“

„Bah!“ sagte Monte Christo mit demselben verzweifelten Phlegma, „wir wollen ein wenig sehen.“ Sind Sie nicht der Soldat Fernand, der am Vorabend der Schlacht von Waterloo desertirt ist? Sind Sie nicht der Lieutenant Fernand, der der französischen Armee in Spanien als Führer und Spion gedient hat? Sind Sie nicht der Kapitän Fernand, der seinen Wohlthäter Ali verrathen, verkauft, ermordet hat? Und haben alle diese Fernand zusammen nicht den Generallieutenant Grafen von Morcerf, Pair von Frankreich, gemacht?“

„Oh!“ rief der General, durch diese Worte wie durch ein glühendes Eisen getroffen; „oh! Glender, der Du mir meine Schande vielleicht in dem Augenblick vorwirfst, wo Du mich zu tödten im Begriffe bist, nein, ich habe Dir nicht gesagt, ich wäre Dir unbekannt: ich weiß wohl, Dämon, daß Du in die Nacht der Vergangenheit gedrungen bist und bei dem Schimmer einer

Fackel jede Seite meines Lebens gelesen hast; aber vielleicht liegt noch mehr Ehre in mir bei meiner Schmach, als in Dir, bei Deiner prunkhaften Außenseite. Nein, nein, ich bin Dir bekannt, ich weiß es wohl; aber Dich kenne ich nicht, mit Gold und Edelsteinen gestickter Abenteuerer! Du läßt Dich in Paris den Grafen von Monte Christo nennen; in Italien Simbad den Seefahrer; in Malta, was weiß ich? ich habe es vergessen. Doch ich frage Dich nach Deinem wirklichen Namen, Deinen wahren Namen will ich wissen, um ihn auf dem Kampfplatze auszusprechen, im Augenblick, wo ich Dir mit meinem Degen das Herz durchbohre.“

Der Graf von Monte Christo erbleichte auf eine furchtbare Weise, sein wildes Auge entzündete sich in einem verzehrenden Feuer; er machte einen Sprung in das anstoßende Cabinet, riß in weniger als einer Sekunde seinen Oberrock, seine Weste und seine Halsbinde vom Leibe, zog eine kleine Seemannsjacke an und setzte einen Matrosenhut auf, unter welchem seine langen schwarzen Haare herabrollten.

So kehrte er furchtbar, unversöhnlich zurück, und schritt mit gekreuzten Armen auf den General zu, der sein Verschwinden nicht begriffen hatte, ihn erwartete, seine Zähne klappern und seine Beine unter sich brechen fühlte, zurückwich und erst stille stand, als er auf einem Tische für seine krampfhaft zusammengezogene Hand einen Stützpunkt fand.

„Fernand!“ rief der Graf von Monte Christo, „von meinen hundert Namen brauche ich Dir nur einen einzigen zu sagen, um Dich niederzuschmettern; doch diesen Namen, nicht wahr, Du erräthst ihn? oder vielmehr Du erinnerst Dich desselben? denn, trotz meines Kummers, trotz meiner Qualen, zeige ich Dir heute ein Gesicht, welches das Glück der Rache verjüngt, ein Gesicht, das Du oft in Deinen Träumen seit Deiner

Verheirathung mit Mercedes, meiner Verlobten, gesehen haben muß.“

Den Kopf zurückgeworfen, die Hände ausgestreckt, der Blick starr, verschlang der General stillschweigend dieses furchtbare Schauspiel; dann suchte er die Wand als Stütze, schlüpfte langsam bis zu der Thüre, durch die er rückwärts hinausging, wobei ihm nur ein finsterner, klägliches, herzerreißender Schrei entfuhr, der Schrei:

„Edmond Dantes.“

Dann schleppte er sich mit Seufzern, welche nichts Menschliches hatten, bis in den Säulengang des Hauses, durchschritt den Hof wie ein Trunkener und fiel in die Arme seines Kammerdieners, mit unverständlicher Stimme die Worte:

„Nach Hause! nach Hause!“ murmelnd.

Die frische Luft und die Scham, welche ihm die Aufmerksamkeit seiner Leute bereitete, setzten ihn unter Weges in den Stand, seine Gedanken zu sammeln; die Fahrt war jedoch kurz, und je mehr sich der Graf seiner Wohnung näherte, desto mehr fühlte er seine Schmerzen sich erneuern.

Einige Schritte von dem Hause ließ der Graf halten und stieg aus.

Das Thor des Hotel war weit geöffnet; sehr erstaunt darüber, daß man ihn zu diesem herrlichen Gebäude rief, stand ein Fiacre mitten im Hofe; der Graf schaute diesen Fiacre voll Schrecken an, doch ohne daß er Jemand zu fragen wagte, und eilte in seine Wohnung.

Zwei Personen stiegen die Treppe herab; er hatte nur Zeit, sich in ein Cabinet zu werfen, um sie zu vermeiden.

Es waren Mercedes und ihr Sohn, welche Beide das Hotel verließen.

Sie gingen auf zwei Linien an dem Unglücklichen vorüber, der hinter dem Damastvorhange gleichsam von dem seidnen Kleide von Mercedes gestreift wurde und

in seinem Gesichte den warmen Athem seines Sohnes fühlte, als dieser die Worte sprach:

„Muth, meine Mutter! Kommen Sie, kommen Sie, wir sind hier nicht mehr zu Hause.“

Die Worte erloschen, die Tritte entfernten sich.

Der General erhob sich mit seinen Händen krampfhaft an dem Damastvorhange hängend; er preßte das furchtbarste Schluchzen zurück, das je aus der Brust eines, zu gleicher Zeit von seiner Frau und seinem Sohne verlassenen, Vaters hervorgekommen ist.

Bald hörte er das Krachen des eisernen Rutschenschlages des Fiacre, dann die Stimme des Kutschers, dann erschütterte das Rollen der schweren Maschine die Fensterscheiben, und er stürzte in sein Schlafzimmer, um noch einmal Alles, was er in der Welt geliebt hatte, zu sehen; doch der Fiacre entfernte sich, ohne daß der Kopf von Mercedes oder der von Albert an dem Schlage erschien, um dem einsamen Hause, dem verlassenen Gatten und Vater den letzten Blick, das letzte Lebewohl, das letzte Bedauern, das heißt die Verzeihung zu gönnen.

In der Secunde, wo die Räder des Fiacre das Pflaster des Gewölbes erschütterten, erscholl ein Schuß, und ein dunkler Rauch drang durch eine durch die Gewalt der Explosion zerbrochene Scheibe dieses Schlafzimmers.